Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 21

Artikel: Das Recht zu leben [Fortsetzung]

Autor: Wolff, Ludwig

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641062

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

aufsprang, die erstaunte Brinzessin ohne Rücksicht auf ihr ftol= zes Rleid mitten aufs Sofa setzte und danach heftig an seiner Rocktasche zu zerren begann. — "Heut bring ich dir auch ein neues Reid, Beatrice. Hier!" — und dabei schwenkte er einen grauen sackleinen Kittel in der Hand — "hier! das Kleid einer Räubersfrau." — Seine Augen schoffen wie zwei zu früh abgefeuerte Kanonenkugeln aus ihren Höhlen, und seine Stimme schwang und vibrierte wie bei langen Reden im Staatsrat. -"Lang genug habe ich König gespielt; es ist zu langweilig; jest möchte ich mal Räuberhauptmann sein, und du bist meine Frau. Weg mit den bunten Feten! Von heute an wirst du in einem Zelte wohnen und auf Fellen schlafen." — Beatrice, ben Stimmungen ihres Gemahls nicht gewachsen, dachte zuerst an einen üblen Scherz und bewunderte die Rraft und den Heldenmut ihres Königs. Als sie aber das grobe graue Kleid vor ihrer Nase roch, zweifelte fie nicht mehr länger an Genchens Ernft. Ihre Rehle schluckte ein paarmal leer und flapste dabei, und die Lider zwinkerten als wären sie lahme Flügel. Wie taufend Bogelstimmen girrte und zwischerte es an ihren Ohren vorüber, der graue Lappen nahm riesenhafte Geftalt an, — und da fant fie, fant vornüber, und in ihrer Seele murde es bitterschwarz. . .

Benchen, der eben auf sie zuschritt, faßte diese finkende Bebärde falsch auf und deutete fie als Zeugnis einer unverwüst= lichen Ehrfurcht und Ergebenheit. — "Mein Engel", rief er und faßte die Sinkende auf, "mein Engel, komm, laß dir das neue Kleid anprobieren!" — Behutsam tippte er an den hauchdunnen Nähten des Rönigsfleides, riß dann aber, als ihm die Geduld ausging, den Fetzen, wie er es genannt, herunter, band Juwelen und Unterwäsche los, und da lag feine engelschöne Braut splitternacht in seinen Armen. Wie er sie so liegen sah, reute ihn plöhlich sein Vorhaben und er fragte sich, wie es wohl kommen würde, wenn sie einmal Frau Räuberin wäre, fie mit ihrem schwachen Leib und ihrer weichen Seele. Aber da rissen ihn mahnende Laute von der Gasse her — es waren die wielenden Mannen — aus seinen Zweifeln. Gleich einem ertappten Dieb zog er ihr das graue Leinenhemd über die zarten Blieder. Sie aber fant, da er fie losließ, wie vordem leblos um und fiel topfüber auf den harten Sugboden.

Genchen stand da wie vom Donner gerührt. Als er sich über die Gestürzte beugte und ihr blutendes Haupt aushob, sah er mit jähem Schrecken, daß der ganze Schädel durchrissen war. Die sonst dunkelblauen Augen der Prinzessin lagen im Brechen. Trohdem lebte noch ein Fünklein Leben in ihnen auf, als sie denen Genchens begegneten. — "Engel, Beatrice . . . ich wollte ja nicht . . . du sollst wieder Königin sein . . . Engel!" — In Genchens Stimme mischten sich Tränen, und um seine Mundwinkel zuckte ein Weinen.

Beatrice sprach nimmer. Aus Mund und Rase floß das Blut. Aber ihre Augen schienen zu sagen: "Ich hatte dich lieb, du warst mein König und ich deine Königin. Warum, wenn du mich liebtest, konntest du mich derart behandeln?" — Mit diesem stummen Vorwurf in den Augen verschied Prinzessin Beatrice in den Armen ihres Königs, der tränenumssort dem Geschicke fluchte, das ihn geheißen, Thron und Königin um eines Käuberzeltes willen aufzugeben.

"Heul doch nicht so", sagte die Mutter unwirsch, als sie Stunden später Genchen über der toten Beatrice schluchzen sah.

— "So schlimm wird die Sache wohl nicht sein mit deiner Buppe. Und einen neuen Kopf wird der Wann im Spital schon für sie haben." — Aber Genchen wehrte sich verzweiselt. Seine Beatrice war tot. Für sie gab es keinen neuen Kopf, und nichts, nichts in der Welt hätte ihn dazu bewegen können, den alten, zerschlagenen aus der Hand zu geben.

Als ihm die Mutter eine neue Beatrice schenken wollte, rief er entrüstet: "Nein, nein, ich will keine neue Beatrice; — ich will überhaupt keine Puppe mehr!" —

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

8. Fortsetzung.

Dieten erwachte.

"Er ist kein Dieb", schrie sie. "Er ist unschuldig." Sie stand auf. "Ich bin die Diebin, Herr Keridan. Es ist meine Idee gewesen."

"Das kann sogar wahr sein", gab er zu. "Die Phantasie der Frauen führt bis zum Verbrechen." Seine Stimme wurde sanster. "Wie sind Sie eigentlich auf diese Idee gekommen?"

Sie sah ihm freimütig in die Augen.

"Ich habe Sie für einen Schieber gehalten. Ich habe dieses Geld als unrechtmäßiges Gut betrachtet, das, weiß Gott, zu welchem Zweck nach der Schweiz geschmuggelt werden sollte. Ich habe mich geirrt." Sie schluckte. "Bielleicht habe ich mich geirrt."

Reridan erhob sich und trat zu Dieten.

"Hören Sie mich aufmerksam an, Frau Hollbruch. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß diese Fabrik gesperrt wird und daß soundsoviele Wenschen ihr Brot versieren, wenn Ihr Wann das Geld nicht zurückgibt. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß meine Existenz vernichtet wird. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß meine Schwester, die für den Betrag gebürgt hat, ruiniert wird. Es wird Ihnen aber nicht gleichgültig sein, daß das Leben Ihres Wannes in Gesahr ist, wenn er das Geld behält. Ich rate Ihnen, mir zu glauben."

"Ersparen Sie sich Ihre lächerlichen Drohungen, Herr Keridan. Wenn Sie drohen, werden Sie nichts erreichen."

"Ich drohe nicht, Frau Hollbruch. Ich weise nur auf die Gefahr hin, in der Ihr Mann schwebt, solange er im Besitz des Geldes ist."

Sie ging zur Tür.

"Schön, dann wollen wir zum nächsten Polizeirevier fahren. Sie können meinen Mann wegen Diebstahls verhaften lafsen. Ich bin bereit, dem Kommissar zu sagen, wo mein Mann zu finden ist."

Er pacte fie brutal beim Handgelent.

"Was soll diese Komödie? Sie wissen genau so gut wie ich, daß ich gegen Ihren Mann keine Anzeige erstatten kann."

"Dann drohen Sie nicht. Wollen Sie mich einschüchtern? Das ist ganz überslüssig und zwecklos." Sie hatte einen Wutankall. "Lassen Sie meine Hand los! Was fällt Ihnen ein?" Er gab sofort ihre Hand frei. "Sie werden Ihr Geld zurückbekommen, Herr Keridan. Ich verspreche es Ihnen."

Er machte ein ungläubiges Geficht.

"Wie wollen Sie Ihr Versprechen erfüllen?"

"Wenn Sie es erlauben, denn ich bin in Ihrer Hand als Bürgin und Geifel, werde ich zu meinem Mann sahren und ihn aufsordern, das Geld Ihrer Schwester zu übergeben."

Er lächelte höhnisch.

"Und Sie glauben wirklich, daß Ihr Mann das tun wird?"
"Ich bin überzeugt davon."

"Ich nicht, Frau Hollbruch."

"Sie dürfen Vertrauen zu mir haben, Herr Keridan. Falls mein Mann sich weigern sollte, das Geld herauszugeben, eine Möglichfeit, die ich für vollkommen ausgeschlossen halte, so verpslichte ich mich, zu Ihnen zurückzukommen. Glauben Sie ernstlich, daß mein Mann mich wird gehen lassen, um das Geld behalten zu können?"

"Das weiß ich nicht", entgegnete er zögernd. "Ich weiß nur, daß es kein stärkeres Gift gibt als Geld."

"Ist Geld auch stärker als Liebe?"

"Bestimmt."

"Benn das wahr ift, Herr Keridan, dann habe ich versoren und mein Leben verspielt." Sie rief fanatisch: "Aber es ist nicht wahr!" Fortsetzung auf Seite 513. (Forts. v. S. 504, "Das Recht zu leben")

Er zucte mit den Achseln.

"Na, wie Sie glauben, Frau Hollbruch. Ich wünsche, daß Sie recht behalten." Er stand unschlüssig da. "Aber Sie werden nichts erreichen."

Sie trat zu ihm und ergriff seine Hand.

"Lassen Sie mich zu meinem Mann fahren, Herr Keridan." "Schön, fahren Sie." Er blickte ihr in die Augen. "Aber

Sie gehen einen falschen Weg, Frau Hollbruch. Nur mit List oder mit Gewalt könnten Sie das Geld herausbekommen, niemals mit Güte."

"Aber mit Liebe, Berr Reridan."

"Wenn es Ihnen glückt, bekommen Sie eine große Belohnung."

Sie ließ seine Hand los und sagte voll Scham:

"Danke, feine Belohnungen."

"Haben Sie Reisegeld, Frau Hollbruch?"

"Ja." Sie stand wartend da, dann fragte sie schüchtern: "Darf ich jest geben?"

Er schien noch zu überlegen. Gedanken aller Art jagten wirr und ungeformt durch seinen Kopf.

"Ja, Sie können gehen, Frau Hollbruch. Aber wenn Sie keinen Erfolg haben follten, dann kommen Sie zurück?"

"Das verspreche ich Ihnen, Herr Keridan."

15. Rapitel.

Hollbruch träumte, daß er durch einen Wald marschierte, in dem zahllose Holzfäller die Bäume umlegten. Der Lärm der Aexte und das Getöse der stürzenden Bäume wurden so stark, daß er erwachte, aber das Hämmern hörte nicht auf. Es war das Hausmädchen, das an die Tür klopste, um ein Telegramm zu überbringen.

Hollbruch sprang aus dem Bett, lief zur Tür und nahm das Telegramm in Empfang.

"Schönen Gruß aus Magdeburg. Herzlichst Eva."

"Gott sei Dank!" sagte er ganz laut und ftrahlte vor Glück. "Gott sei Dank!"

Jest war alles gut. Das Schickfal hatte zugestimmt. Wie herrlich war das Leben!

Er trat zum Fenster und blidte hinter dem gehätelten Borhang auf die kleine Gasse hinab, die schon in Dämmerung getaucht war. Aber der Himmel schimmerte noch rosensarbig. Beim Fenster des Hauses gegenüber, es war so nah, daß man fast hinübergreisen konnte, saß ein junges Mädchen über eine Näharbeit gebeugt. Es hatte ein ernstes, schönes Gesicht, das man nie mehr vergessen konnte, weil es mit dieser Stunde des Glücks aufs engste verknüpft war. Ueber das rote Dach des Hauses schlich sauernd eine schwarze Kahe.

Hollbruch rasierte sich forgfältig und zog sich an. Er pfiff oder summte während der ganzen Zeit vergnügt vor sich hin. Dann öffnete er das Fenster, um die grünen Läden zu schließen. Das Mädchen von gegenüber arbeitete noch immier.

"Sie werden sich die schönen Augen verderben, Fräulein!" rief er fröhlich hinüber.

Das Mädchen blickte auf und lächelte ihm zu.

Hollbruch versperrte die Tür, holte die Aktentasche aus dem Bett und begann sie mit dem Jagdmesser, das er noch in Deutschland gekauft hatte, aufzuschneiden. Das Messer war so schünklich das es mühelos das dicke Leder zerschnitt. Er nahm das gebündelte Geld heraus und zählte es ausmerksam nach. Es stimmte genau. Als er das Geld auf dem Tisch vor sich ausgebreitet liegen sah, hatte er ein so berauschendes Gefühl des Reichseins, daß sein Kopf ganz schwindlig wurde. Er sah nicht bedruckte Papierscheine, die jederzeit abgerusen oder für ungültig erklärt werden konnten, sondern er erblickte weiße Villen mit blübenden Gärten, jagende Autos, serne Meere, unübersehdare Wiesen mit grasenden Herden, Hochwälder, durch die Hirsche sprangen, und schneebedeckte Gutshäuser, aus deren Fenster belles Licht durch die Winternacht strahlte.

Er seufzte tief auf vor Glück und überlegte, wie er das Geld am besten und sichersten bis morgen verwahren könnte. Das Geld im Schrank zu versperren und wegzugehen, war durchaus unmöglich. Die Welt wimmelte von Dieben und Einbrechern. Und wie seicht entstand ein Brand!

Hollbruch beschloß, das Geld zu sich zu nehmen und in die Taschen seines Anzugs zu stopfen, aber er fühlte sich sehr unbehaglich. Die Taschen waren unter der Fülle des Papiers so aufgebauscht, daß der Anzug viel zu eng wurde, aber schließlich und endlich war Sicherheit wichtiger als ein bischen Bequemslichkeit.

Er nahm die aufgeschnittene Aktentasche unter den Arm und verließ das Zimmer. Als er auf die Straße trat, kamen vom Münster acht Glockenschläge. Er atmete gierig die seuchttühle Abendlust ein, erreichte die Bahnhosstraße, die von Menschen, Wagen und Trambahnen erfüllt war, und wanderte dem See zu. An einer dunklen und einsamen Stelle der Seestraße blieb er stehen, legte Steine in die Tasche und warf sie ins. Wasser. Als die Tasche versunken war, fühlte er sich wunderlich erleichtert und befreit, obwohl ihm sein wacher Verstand sosort bewies, daß es vollkommen unnötig und sinnsos war, auf so melodramatische Weise eine Aktentasche zu beiseitigen, nach der niemals irgend jemand forschen würde. Es war, genau besehen, die Geste eines kleinen Diebes, der sich eines gestohlenen Geldtäschens entsedigte.

Dieser aufreizende Gedanke brachte Hollbruch einige Minuten lang aus dem Gleichgewicht. Es war ein moralischer Fehler ersten Ranges gewesen, die stumpssinnige Aktentasche in den Zürichse zu wersen. Hollbruch konnte nicht begreisen, welche Neberlegung ihn dazu verführt hatte, eine Handlung zu begehen, die ihn ins Unrecht setzte. Er entzog sich mit großer Energie den Quälereien seines Verstandes und ging zur Stadt zurück. Man mußte vergessen können. Niemals durste Dieten von dieser lächerlichen Tat erfahren.

Die Hügel rings um die Stadt waren mit Lichtern bestickt. Die Userstraßen säumten den See mit leuchtenden Girlanden ein. Ein hoher Sternenhimmel lag wie eine Glasglocke über der Landschaft.

Als Hollbruch wieder in der Bahnhofftraße war, hatte er seine Sicherheit zurückgewonnen. Das Gefühl des Reichseins war wieder start genug, um zartere Regungen mühelos zu übertönen. Der Anzug mit den vollgestopsten Taschen erschien jetzt nicht mehr zu eng, denn man hatte sich daran gewöhnt.

Hollbruch ging selbstbewußt durch die schöne Straße und blieb bisweilen vor den beleuchteten Auslagesenstern der Geschäfte stehen. Er betrachtete mit prüsenden Augen die ausgestellten Dinge und fand, daß ihn, der alles kaufen konnte, fast nichts lockte. Außer edlen Zigaretten gab es nichts, wofür er im Augenblick hätte Geld ausgeben wollen. Diese Feststellung amüssierte ihn so, daß er laut auslachte. Wozu hatten eigentlich die reichen Leute ihr Geld, wenn sie nichts fanden, was sie dagegen eintauschen wollten?

Er verspürte Hunger und ging in ein altbekanntes Bierbaus, das in einer schmalen Seitengasse der Bahnhofstraße lag. Schwere Rauchwolken schwammen durch das Lokal, das nach Bier und Speisen roch. Bei den ungedeckten Holztischen saßen kleine Leute, Handwerker, ehrsame Bürger und Arbeiter, und tranken in abaeklärter Ruhe ihr Bier, Schweizer, Münchner oder Pilsner Bier. Nach langem Suchen fand er einen leeren Lisch, den ein Zeitungshändler versieß. Die Kellnerin wischte den Tisch ab und brachte die lange Speisenkarte, die Hollbruch ausmerksam zu studieren begann. Unwilkfürlich blickte er nach den Preisen und hatte, solange er die Karte in der Hand hielt, ganz vergessen, daß das Geld keine Kolle mehr spielte. Schließelich bestellte er, da er Lust auf ein derbes Gericht hatte, Lebersknödel mit Sauerkraut und ein Glas Münchner.

Nachdem er gegessen hatte, ergriff ihn plötlich ein bitteres Gefühl des Berlassenseins, das ihn wie ein schwarzes Tuch einbüllte. Es wäre schön, wenn Dieten jett hier bei ihm säße. In ihr klares Gesicht zu sehen und ihre warme Stimme zu hören, war das höchste Glück, das das Leben zu vergeben hatte. Aber morgen abend mar Dieten schon hier, dann murde alles gut. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß es Dieten gelin= gen würde, die Billa in Dahlem zu verlaffen, in den Bug zu steigen und zu ihm zu fahren.

In dieser Nacht schlief er nur sehr wenig, vielleicht weil er tagsüber geschlafen hatte, vielleicht weil ihn die Gegenwart des Beldes beunruhigte. Er lag viele Stunden mach und hörte die Gloden der Stadt, das Fauchen der Katen und gegen den Mor= gen zu das Saufen des Windes, der über die Berge gekommen war. Seine Gedanken freiften unaufhörlich um das Geld, das unter seinem Kopfpolster lag und ihm zweifellos Sorge machte. Es war nicht so einfach, einen solchen Betrag sicher zu verwahren oder anzulegen. Seine erfte Idee, in einer Bank ein Safe zu mieten und dort das Geld einzusperren, verwarf er aus verschiedenen Gründen fehr bald wieder. Es war gang klar, daß er sich Guthaben in Schweizer Franken verschaffen mußte, aber, obwohl er von Geldtransattionen nicht viel verstand, begriff er doch, daß es unmöglich war, zur nächsten Bank zu gehen, 640,000 Mark, deren Ausfuhr verboten mar, aus der Tasche zu ziehen und sie gegen Schweizer Franken einzuwechseln. Er mußte fich hüten, einen Verdacht irgendwelcher Urt zu erwecken, der zu peinlichen Untersuchungen führen konnte. Er dachte da= bei nicht an Reridan, der nur mehr ein ferner Schatten war, sondern an die Gesetze, die die deutsche Mark schützen sollten. Er hielt es für zweckmäßig, das Geld so zu verteilen, daß er bei acht verschiedenen Banken je 100,000 Schweizer Franken anlegte. Nachdem er diesen Ausweg gefunden hatte, schlief er endlich ein. Das graue Morgenlicht war schon im Zimmer.

Als Hollbruch erwachte, war es neun Uhr. Er zog sich haftig an, frühftückte in Gile und begann seinen Rundgang bei den Banken. In dem ersten Bankhaus, es war ein mächtiges Gebäude in der Bahnhofftraße, empfing ihn der Beamte mit großer höflichteit und fragte nach feinen Bunfchen.

Ich will ein Schecktonto errichten", antwortete Hollbruch mit einer spröden Stimme.

"Sehr wohl, mein Herr. Um welchen Betrag handelt es sich?"

"Um 100,000 Franken." Er zog eilig das vorbereitete Bündel von Banknoten aus der Tasche seines Mantels. "Ich werde deutsche Reichsmark einzahlen."

Das Gesicht des Beamten wurde jählings steif und verdroffen; er betrachtete den Mann vor dem Schalter mit einem Blid, der Hollbruch rot vor Scham werden ließ.

"Nehmen Sie Reichsmark nicht an?" fragte er in hilfloser Gereiztheit.

"Doch. Gewiß", erwiderte der Beamte fehr förmlich. "Aber tägliches Geld können wir nicht verzinsen. Wenn Sie damit einverstanden sind?"

"Ja." Der Beamte nahm das Geld, erledigte die Formalitäten und übergab ichlieklich hollbruch ein Schechuch.

Das darf nicht wieder geschehen, sagte sich Hollbruch gedemütigt, als er das Gebäude verließ, und spürte einen finnlosen haß gegen Schweizer Bankbeamte. Die Leute behandelten einen wie einen Schieber, der sein Baterland verkaufte. Bas wußten denn diese hochmütigen Burschen von hunger und Not, von abgesperrtem Gas und Licht, von Frauen. deren Augen zu groß murden, weil die Wangen einfielen? Nichts mußten fie. Sie saßen gesichert hinter den Schaltern und tagierten die Menschen ab. Und am letten jeden Monats bekamen fie ihr Gehalt.

Hollbruch fühlte sich gerechtfertigt, weil alles Licht auf ihn fiel und alle Schatten über dem Schweizer Bankbeamten lagerten, aber dennoch hatte er feine Luft mehr, eine Szene, wie eben jett, noch einmal zu erleben. Während er nachdenklich durch die Bahnhofftraße schritt, fand er einen Ausweg. Man durfte kein Geld einwechseln, sondern mußte irgendwelche Bapiere kaufen. Vielleicht mar ein derartiges Geschäft in den Augen der herren Bantbeamten ehrenvoller.

Mit diesem Entschluß trat Hollbruch in ein kleines Bankgeschäft und verlangte, mit dem Bankvorsteher zu sprechen. Er wurde sofort in ein Buro geführt, wo ihn ein älterer herr mit vertrauenerwedendem Gesicht freundlich begrüßte.

"Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

"Ich bin der und der", stellte sich Hollbruch vor und legte seinen Paß auf den Tisch. "Ich möchte Sie um Ihren Rat bitten, Herr Vorsteher. Ich habe ein bischen Geld und will mir Papiere oder Attien kaufen, die sicher sind und doch etwas einbringen."

Der Borfteber blickte in den Bag und antwortete:

Raufen Sie doch deutsche Goldpfandbriefe, Herr Baron. Die find ficher und haben eine gute Berginfung.

Hollbruch wurde ein wenig verlegen, aber er faßte sich ichnell wieder.

"Ja, ich weiß, aber erstens habe ich Interessen in der Schweiz und zweitens suche ich ein Spekulationspapier."

Der Borfteber betrachtete lächelnd feinen Besucher, deffen hilflose Art ihm gefiel.

"Sichere Spekulationspapiere gibt es nicht, herr Baron, besonders in der jetigen Zeit nicht. Man kann heute an der Börse nichts mehr verdienen. Ich wage nicht, irgendeinem meiner Runden zum Ankauf von Aktien zu raten. Wir haben da zu tolle Ueberraschungen erlebt."

"Ich will gern etwas riskieren", sagte Hollbruch, den die Vorsicht des Bankmenschen zum Widerspruch reizte.

"Wieviel wollen Sie denn ristieren, herr Baron?"

"Na, sagen wir 100,000 Franken."

"Biel Geld", meinte der Borfteber bedächtig. "Berzeiben Sie noch eine Frage, herr Baron. Wenn Sie einen Teil des Geldes verlieren mürden, mas der himmel verhüten möge, fämen Sie dadurch in Ungelegenheiten?"

"Nicht im geringsten", erwiderte Hollbruch sehr großartig. "Shön, dann will ich Ihnen einen Tip geben, herr Baron, aber ganz unverbindlich.

"Das versteht sich von selbst. Ich werde Ihnen in jedem Fall dankbar fein, herr Borfteber."

Der Bankmann lachte.

"Na, na, sagen Sie das nicht. Wenn Sie nichts verdienen oder gar noch etwas verlieren sollten, werden Sie mich verwünschen, aber daran bin ich schon gewöhnt. Das ift das Los aller Ratgeber, besonders wenn es fich um Geld handelt." Er machte eine kleine Bause. als müßte er nochmals alles Für und Wider überlegen. "Also hören Sie zu. Herr Baron. Wir haben da die Jackson-Schäuffelin A. G. mit einem voll eingezahlten Ravital von zwölf Millionen Franken. Das ift eine Maschinenfabrit. die seit 35 Jahren besteht und sich in der letten Reit auf den Bau elektrischer Lokomotiven spezialifiert hat. Jeder Fachmann wird Ihnen bestätigen, daß die Jackson-Schäuffelin-Lotomotiven erstflaffig find. Für die folide Gelchäftsgebarung der Aftien-Gesellschaft kann ich mich verbürgen."

Das genügt mir", rief Hollbruch eifrig. "Raufen Sie für mich Jackson-Schäuffelin-Aktien."

.. Einen Augenblick. Herr Baron. Sie müssen mich zu Ende sprechen laffen. Die Aftien stehen ietzt auf 110. das ist ein sehr anständiger Rurs, da der Nominalwert der Aftie 100 Franken beträgt. Das mare noch immer fein Grund, Ihnen zum Rauf dieser Aftien zu raten. Ich habe aber non zuverläffiger Seite erfahren, daß die Rackson-Schäuffelin A. G. in nächster Zeit einen größeren Auftraa. elektrische Lokomotiven zu liefern. bekommen wird. Sobald der Auftrag veröffentlicht wird, ist anzunehmen. daß die Aftien der Jackson-Schäuffelin um einige Runtte steigen werden. Das ift die Chance, die Sie haben, herr Baron."

Hollbruch streckte ihm die Hand entgegen.

"Schönen Dank. Herr Vorsteber. Ich weiß wirklich nicht, womit ich mir Ihr Vertrauen verdient habe."

Der Borfteber lächelte gutmütig.

Fortsetzung folgt.